

zusammengeschumpft auf die Alpenländer, dem Ausgangsgebiet dieser Bauten. Die kühnsten Konstruktionen haben dabei Schweizer Zimmerleute geschaffen. In verständlicher Sprache wird, durch Planskizzen veranschaulicht, die konstruktive Entwicklung der hölzernen Brückenbautechnik gegeben, bevor im umfangreicheren Teil die noch bestehenden Bauten in Bild und Wort aufgelistet sind. Baden-Württemberg ist vertreten mit der imposanten Rheinbrücke von Säckingen, mit der eher idyllischen Donaubrücke bei Beuron, mit dem Sulfer- und dem Roten Steg über den Kocher in Schwäbisch Hall sowie mit der Jagstbrücke in Unterregenbach bei Langenburg, also mit drei Beispielen aus dem engeren Vereinsgebiet. Hier »spannte sich eine Bogenbrücke mit einem Tragwerk aus vier Lamellen«, aus vier übereinanderliegenden Balken, heißt es auf S. 32 der Einleitung. Zum Glück spannt sie sich noch immer, wie auch andere Bauten dieser Art bei Mistlau an der Jagst – Ockenauer Steg – und bei Gaildorf-Unterrot.

*Martin Blümcke*

Gerhard W. Baur: Bibliographie zur Mundartforschung in Baden-Württemberg, Vorarlberg und Liechtenstein (= *Idiomata*, Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle »Sprache in Südwestdeutschland«, 7, hrsg. von Arno Ruoff). Tübingen: Niemeyer 1978. 250 S., 9 Ktn.

So wenig man sich als Bibliograph einen Namen machen kann, so nützlich und begrüßenswert sind die Ergebnisse solch wissenschaftlicher Kärnerarbeit. Von der Nr. 1 Althaus, Hans Peter (Ergebnisse der Dialektologie) bis zur Nr. 2384 Zeller, Bernhard (Schwäbisches in Schillers Sprache) reicht die alphabetische Reihung, gegliedert nach Sachgebieten, die einen raschen und genauen Überblick ermöglichen. Einige Hauptüberschriften lauten Bibliographie und Forschungsgeschichte, Grammatische Darstellung, Wörterbuch, Wortkunde und Wortforschung – mit Unterteilungen wie Grußformeln, Handwerk und Gewerbe, Weinbau, Volkslieder, Kinderlieder –, Sprachgeographische Darstellungen sowie Schriftsprache und Mundart. Eine Summe aus 150 Jahren Forschungsarbeit wird hier vorgelegt, aufgeschlüsselt zudem durch ein Personen- und ein Ortsregister sowie durch etliche Karten, die anschaulich z. B. örtliche oder regionale Mundartuntersuchungen bezeugen und die Belegorte für Tonbandaufnahmen verzeichnen. Ein höchst schätzenswertes Hilfsmittel.

*Martin Blümcke*

Gottlob Haag: *Fluren aus Rauch. Gedichte und ein Requiem* (= Fränkische Autoren, 9). Würzburg: Echter 1982. 68 S.

Gottlob Haags neuer Gedichtband hat seinen Titel von dem gleichnamigen Requiem, das am Schluß des Buches abgedruckt ist. Es handelt sich hierbei um ein Funkgedicht für verschiedene Stimmen, das mit großem Erfolg vom Bayerischen Rundfunk gesendet wurde. Auch bei der Lektüre verliert es nichts von seiner erschütternden Unmittelbarkeit. In sechs Teilen beklagen Chöre und Einzelstimmen das Schicksal der Juden in der unmenschlichen Vernichtungsmaschinerie der Nazidiktatur. Dabei geht es Haag nicht so sehr um die Aufrechnung von Schuld in der Vergangenheit als um unsere Gegenwart mit ihrer Gleichgültigkeit und Gewalt. Die Juden stehen stellvertretend für alles Leid der Erde. Vergangenheitsbewältigung wird so unmittelbar Appell zur Bewältigung der Gegenwart und Zukunft. Deshalb enthebt die poetisierende Metaphernsprache das Requiem teilweise der brutalen geschichtlichen Realität. Das jüdische Schicksal wird auch sprachlich zum Paradigma alles gewordenen und möglichen Elends, das Menschen Menschen zufügen.

»Fluren aus Rauch« haben Haags neuem Buch den Namen gegeben. Denn auch die Gedichte zeigen in vielem solche »Fluren aus Rauch«. Es sind die Fluren verllorener Liebe, verlorenen Glaubens, verllorener Menschlichkeit. Man wüßte fast nichts mehr von ihnen, wenn nicht in einer Art von Kontrafraktur der Rauch der Erinnerung an das Feuer gemahnen würde, an dem sich die Menschen einst wärmten und wieder wärmen könnten, wenn sie nur die Rauchzeichen verstünden oder wenigstens wahrnehmen wollten.

Haags überwiegend meditative Gedichte sind geprägt von der ihm eigenen Bildlichkeit, die sich seit seinem ersten Gedichtband konsequent entwickelt hat. Es ist eine Art Gedankenlyrik



in Bildern, scheinbar ein Widerspruch in sich selbst, aber wegen der starken Bildkraft nicht nur einprägsam, sondern auch zur emotionalen und rationalen Auseinandersetzung zwingend. Die Verse beginnen motivlich mit der Liebe und schlagen schon beim ersten Gedicht die wesentliche Thematik an: die Veränderung, die Verfälschung. Es bedürfte nicht der christliche Feste bezogenen Verse, um den Leser die religiöse Grundstimmung fast aller Gedichte spüren zu lassen. Ganz versteckt klingen Kirchenlieder an. Christliche Gestalten oder Feste werden unmittelbar in unsere Gegenwart »übersetzt«, wobei sich auch Bibelzitate bruchlos der Haagschen Sprache und Problematik einfügen. Viele Verse nehmen fast hymnischen Charakter an, wenn auch überwiegend den eines negativen Hymnus, geprägt von Schmerz und Leid des Verlustes.

Haags Gedichte sind nicht konfessionell oder kirchlich, aber doch tief bestimmt von der Sehnsucht nach einer erfüllten Welt und dem Leiden an unserer egoistischen, lieblosen Gegenwart. Besonders eindrucksvoll schließt der jahreszeitlich geordnete Gedichtzyklus nach Höhepunkten wie »Zeitlos« oder »In Memoriam Peter Huchel« mit einer Reihe von Weihnachtsgedichten. Zwar tritt hier das lyrische Ich nicht grammatisch aus der Deckung, aber um so deutlicher in der Wendung an das Du, so daß selbst im Rollengedicht oder in der recht objektiven Form des »Weihnachtschorals« die persönliche Betroffenheit sich dem Leser mitteilt und ihn mit hineinbindet in die Verantwortung um unsere Welt. Die Einfachheit der Sprache unterstützt das nachdrücklich. Im letzten Gedicht, »Weihnachtschoral«, findet Haag auch äußerlich zu einer ziemlich strengen Form mit Reimen. Das ergibt allerdings keinen Jubelklang. Es ist vielmehr eine Art Gegenchoral, bei dem sich im variierten Kehrreim das »Kyrieleis« jeweils auf »Eis« reimt. So entsteht ein Spiegelbild unserer Zeit, die der Lyriker Gottlob Haag in großer menschlicher und sprachlicher Intensität mit und für uns erfährt und erleidet.

*W. Hampele*

Walter Hampele: Wiiderschbrich. Gedichte in hohenlohisch-fränkischer Mundart mit Bildern von Friedrich Karl Erbprinz zu Hohenlohe-Waldenburg. Gerabronn und Crailheim: Hohenloher Druck- und Verlagshaus 1982. 88 S.

»Wiiderschbrich«, ein Titel, der neugierig macht. Walter Hampele wählte ihn für seinen zweiten Mundartgedichtband, mit dem er im Sommer seine Leser überraschte. Sich selber treu geblieben, machte er damit einen weiteren Schritt nach vorn. Wohl sind seine Texte nicht moderner geworden, dafür aber in der Aussage reflektorisch noch intensiver und zeitkritischer. Überraschend und zugleich erfreulich ist, daß sich Hampele bei der Umsetzung politischer Themen ins Bild nach wie vor der im Lebensraum der Mundart gewachsenen Metaphern bedient. Man merkt es seinen Texten an, daß er darauf bedacht ist, Wortanleihen aus der Schriftsprache zu vermeiden. Seine Sprache ist ehrlich, denn sie ist gewachsen und nicht konstruiert. Zwar scheinen Hampeles Texte schon beim ersten Lesen leicht zugänglich, doch erst wenn man sie sich öfters vornimmt, erfährt man, wie tief eigentlich ihr Hintergrund ist. Doch, wie sagt eine alte Erkenntnis: Alle großen Dinge erscheinen einfach. Walter Hampele hat sich für seine Gedichte eine ganz persönliche Schreibweise entwickelt, die nur auf den Laut ausgerichtet ist. Dies mag dem Auge, weil ungewohnt, zunächst befremdend erscheinen. Deshalb ist dem Leser anzuraten, sich die Texte selbst laut vorzusprechen, um sie so in ihrer ganzen Fülle auszukosten.

Walter Hampele wäre kein echter Hohenloher, wenn er nicht die Doppelbödigkeit der hohenlohischen Sprache voll zu nutzen wüßte. Hierzu kommt noch, daß er, im Gegensatz zu anderen Autoren, trotz seiner akademischen Bildung in der Lage ist, unverfälscht in der Sprache der Mundart zu denken. Zwar hat man gelegentlich den Eindruck, als würde sich Hampele scheuen, die Mundart in ihrer oft derben und für den »kultivierten Menschen« gelegentlich ordinär klingenden Art sprechen zu lassen. Dank seiner großartigen Gabe bei der Wortfindung hätte es der Autor nicht nötig, der Sprache unserer Väter das Gift aus dem Biß zu nehmen, den sie von Natur aus nun einmal hat. Denn der Mundart Anstand beibringen zu wollen, hieße, ihr einen Maulkorb anzulegen.